

Dimitar Atanassow
Die unerträgliche Freiheit



Dimitar Atanassow
Die unerträgliche Freiheit

Roman

Aus dem Bulgarischen übersetzt von
Roumen M. Evert

Herausgegeben von
Nellie und Roumen Evert

Dittrich Verlag

Die *editionBalkan* im Dittrich Verlag
ist eine Gemeinschaftsproduktion mit
CULTURCON*medien*

Bibliografische Information der Deutschen
Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-937717-52-4

© Dittrich Verlag GmbH, Berlin 2010
Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
»Тарпани« im Verlag Christo G. Danow,
Plowdiw, 1992
Lektorat: Cordula Scheil
Umschlaggestaltung: Guido Klütsch
unter Verwendung eines Bildausschnittes aus
»Cycle ›Freedom« von Matey Mateev

www.dittrich-verlag.de / www.culturcon.de

Im Andenken an meinen Großvater,
dessen Namen ich trage

»... nichts war anscheinend unerträglicher
für den Menschen und die menschliche
Gesellschaft als Freiheit!«
Dostojewski

VORBEMERKUNG DES AUTORS

Hoch in den Bergen, auf einem Gipfel bleiche Pferdeknochen. Des Nachts leuchten sie. Die Gerippe liegen in einem Kreis, wie die Speichen in einem Wagenrad, in der Mitte des Kreises die Schädel, anstelle einer Nabe das Skelett eines Fohlens.

Diese Geschichte ist tatsächlich passiert. Vor etlichen Jahren erzählte mir ein Bergwanderer von einer Herde verwilderter Pferde im Balkengebirge. Ich wurde neugierig. Machte mich allein auf den Weg. Mithilfe seiner Beschreibung entdeckte ich die Pferde in den Bergen oberhalb von Karlowo. Sie hielten sich am Ambaritza und am Fuße des Kupena auf, und überwinterten offenbar im Sakaritza-Tal. Ich quartierte mich in der Berghütte »Dobrila« ein, später zog ich in die Hütte »Lewski« um. Etwa einen Monat lebte ich mit der Herde. Ich kam bis auf drei, vier Meter an die Pferde heran. Ich spähte in den Spiegel ihrer Augen. Ich fotografierte sie. Sie waren gut genährt. Wild. Mit glänzendem, seidigem Fell. Ihre Schweife reichten bis zum Boden. Ihre Hufe waren nicht beschlagen. Wenn die Hengste miteinander kämpften, wankte das Gebirge unter ihren Schlägen und von den Felsen hallte ihr Wiehern wider. Sie strahlten Kraft und Schönheit aus. Eine unglaubliche Freiheit. Einen solchen Triumph der Natur hatte ich bis dahin weder gesehen noch miterlebt.

Ich stellte Nachforschungen über sie an. Von Hüttenwirten, Bergwanderern und Einheimischen erfuhr ich, woher sie gekommen waren. Einige kamen aus den verlassenen Bergdörfern der Umgebung. Andere waren Fuhrleuten entlaufen, die Holz transportierten und bis zu einem Dutzend Pferde besaßen. So bildete sich die erste Herde. In Freiheit lebend, begannen sie sich zu vermehren und allmählich zu verwildern. Im Sommer grasten sie hoch in den Bergen, wo die Weiden saftig waren und nie verdorrten. Zu Anfang des Winters zogen sie ins Sakaritza-Tal. Unter dem Schnee gruben sie nach Gras, Kastanien, Eicheln ... So ernährten sie sich. Im Frühling zogen sie wieder nach oben. Da die Herde inzwischen siebzehn Köpfe zählte, teilte sie sich. Das machte es einfacher zu überleben, Nahrung zu finden. In der Zeit, als ich bei ihnen war, gab es vier oder fünf Herden übers Gebirge verstreut.

Bei meinen Nachforschungen traf ich auf einen Förster. Von ihm hörte ich die Geschichte der Pferde, denn er war es, der die Skelette fand.

Führerin dieser Herde war eine weiße Stute. Ein Ausnahmefall, denn Herden werden immer von Hengsten angeführt. Doch offensichtlich besaß die Stute Qualitäten, die sie den anderen überlegen machte. Ihre Herde wurde von Wilderern gejagt. Sie fingen die Pferde mit dem Lasso, zähmten sie wieder und verkauften sie auf Märkten. Wenn sich das nicht lohnte, knallten sie sie ab und verarbeiteten sie zu Wurst. Es war im Spätherbst, als sie Jagd auf die Herde der weißen Stute machten. Die Pferde waren noch nicht ins Tal gezogen. Jetzt flohen sie aus Furcht vor den Wilderern noch höher ins Gebirge hinauf. Und dann kam der Schneesturm ...

ERSTER TEIL

»Zwischen Töten und Sterben
gibt es noch ein Drittes: Leben.«
Christa Wolf

I

Eine leichte Brise wehte.

Srebrista¹ stand auf der Anhöhe, von der sie wie gewöhnlich die Umgebung beobachtete. Die klare Silhouette ihres Körpers – stolz erhobener Kopf, gestreckter Hals, hochgereckter Schweif – war ausdrucksvoller als das Bild eines Vollbluts, mochte es auch noch so vorteilhaft gezeichnet sein. Die Stute strahlte Freiheit, Gelassenheit und Sicherheit aus. Sie verkörperte das Leben selbst.

Sie spitzte die Ohren und blickte um sich, ohne mit den Wimpern zu zucken. Wem es gelänge, ihr in die blanken, samtigen Augen zu schauen, würde außer seinem eigenen Spiegelbild die hohen Felszacken des Krastzite sehen, den runden Hügel des Ambaritza, und den Sattel, der vom Krastzite weiterlief und dann völlig unerwartet hoch zum Kupena stieg. Und jenseits davon nichts außer weißen Berggipfeln und Wolken, die sich miteinander verwoben zu einem endlosen Meer, dessen milchiger Atem nur den Launen der Natur gehorchte. Es gab keinen Horizont. Er fiel in die grenzenlose Tiefe, in die sich das Sakaritzatal mit seinen jahrhundertealten Nadelwäldern, sei-

¹ Zur Bedeutung der Pferdenamen siehe Anmerkungen am Ende des Buches

nen tiefen Schluchten und felsigen Abgründen majestätisch träge hineinräkelte.

Friedlich grasten die Pferde am Fuße des Kupena.

Doch etwas bereitete Srebrista seit einiger Zeit Sorge. Immer häufiger stand sie hier oben auf der Höhe, nicht nur, um zu spähen. Ein unbeteiligter Beobachter mochte denken, sie sann über etwas nach. Mit dem unbeirrbaren Gespür des Tieres ahnte Srebrista tatsächlich etwas, das noch in ferner Zukunft lag, auf die sie, als liefen sie mit der Zeit um die Wette, hinasteten, einem unausweichlichen, unerklärlichen Schicksal entgegen. Und das machte ihr Angst.

So überraschend es klingen mag, sie dachte tatsächlich nach. Nicht weil sie es wollte, es passierte einfach. Nicht nur das Junge, das sie erwartete, ließ sie über die kommenden Tage grübeln. Das tat sie ohnehin, als Führerin all dieser Pferde war das ihre Pflicht. Und Srebrista war eine gute Führerin. Deswegen war es ihr auch gelungen, Hengste wie Siwak und Tschilest zum Gehorsam zu bewegen, obwohl keiner stärker und zäher als diese beiden war.

Es kam ihr vor, als läge alles weit zurück in der Vergangenheit, sei vor so vielen Sommern geschehen ...

Sie hatte nicht geahnt, dass sich noch Erinnerungen an ihr früheres Leben in ihrem Gedächtnis verbargen. Sie waren erst kürzlich an die Oberfläche getaucht und glichen eher Warnzeichen, die ihre Ahnungen von einer unmittelbar bevorstehenden Gefahr verstärkten, besonders in jüngster Zeit.

Vielleicht kehrte sie deshalb immer wieder in Gedanken zu ihrer Mutter zurück.

Damals lebten sie an einem anderen Ort. Um sie herum gab es ständig Menschen, von denen sie zum ersten Mal den Namen ihrer Mutter hörte – Fama. Von ihnen lernte sie auch ihren eigenen Namen –

Kama. Seit langer Zeit hatte niemand sie mehr so genannt. Unter sich brauchten Pferde keine Namen. Es reichte, einander zu beschnuppern, einander zu berühren, sich mit einem Wiehern zu begrüßen. Aber Menschen benötigten anscheinend Namen. Vielleicht weil ihre Sinne verkümmert waren. Trotz allem musste sich Srebrista eingestehen, dass es nicht unangenehm gewesen war, wenn jemand zärtlich ihren Namen rief und sie liebevoll behandelte. So wie jener Mann, der sich um sie gekümmert hatte, er roch nach Güte und strahlte Vertrauen aus. Er hatte keine Angst, im Gegensatz zu anderen, die sie grob behandelten, weil sie sich eigentlich vor ihr fürchteten. Fama ließ solche Menschen nicht an sich heran.

Es gab viele Pferde auf dem Gestüt, man nannte sie die Stammherde. Kama hatte ihren Vater einige Male gesehen. Sie erkannte ihn am Verhalten ihrer Mutter. Fama wurde unruhig, trat von einem Bein aufs andere, schnaubte und wieherte. Und Kabir, so hieß der weiße Hengst, zerrte und schlug aus, er bäumte sich auf seinen kräftigen Hinterbeinen auf und wieherte schrill. Mehrere Männer waren notwendig ihn zu bändigen. Sie ließen ihn niemals frei mit der Herde laufen.

Auch jetzt noch wunderte sie sich, dass selbst dieser mächtige Hengst gebrochen und gezähmt werden konnte.

Seit wann zeigten Pferde diese furchtsame Verehrung für den Menschen, der sie zwang, sich seinem Willen zu unterwerfen? Das hatte sie schon immer geschmerzt ...

Nach sechs Monaten verlor sie ihren pelzigen Flaum, doch noch blieb sie ein dunkelbraunes Füllen mit weißen Söckchen. Erst später bekam sie das weiße Fell ihrer Eltern. Kama blieb auf dem Gestüt, bis

sie ein Jahr alt war. Sie wäre wohl ihr ganzes Leben dort geblieben, wenn Fama nicht ein Unglück widerfahren wäre.

Sie waren beim Grasens; manchmal trieb man sie aus dem Gestüt hinaus auf die Weide. Sie grasten ein wenig abseits der Herde. Plötzlich krachte es. Äste zerbrachen, und ein schwerer Leib rutschte geräuschvoll in die Tiefe. Das Füllen hob den Kopf und sah mit entsetzten Augen, wie Fama mit dem Hinterteil zuerst in der Erde versank. Ein dumpfer Aufprall, ein unterdrücktes Stöhnen. Danach Stille.

Zuerst verstand Kama nicht, was passiert war. Erst als sie sich ihrer völligen Hilflosigkeit bewusst wurde, begann sie nervös um das dunkle Loch herumzutänzeln, wagte aber nicht, ihm nahe zu kommen. Das Einzige, was sie tun konnte, war zum Gestüt zu eilen. Sie fand schnell ihren Pferdeknecht. Dem fiel das ungewöhnliche Verhalten des Füllens sofort auf und ihm war klar, dass ein Unglück geschehen war. Kama führte ihn zum Unfallort und er schaute hinunter in den Brunnen. Dort unten im Dunkeln glänzten Famas traurige, schmerzerfüllte Augen.

Ein gedämpftes, hilfloses Keuchen erreichte seine Ohren. Wie das Schluchzen eines Menschen. Er wischte sich mit der Hand die feuchten Augen. Dann nahm er die Kappe ab und zerknüllte sie in seinen Händen, wobei er alle Flüche ausstieß, die er kannte.

Jemand hatte den ausgetrockneten Brunnen mit Holzplanken und Ästen abgedeckt. Sie trugen einen Menschen, aber dem Gewicht eines Pferdes konnten sie nicht standhalten.

Mit einer Winde holten sie Fama heraus. Sie konnte nicht aufrecht stehen, ihr Atem ging schwer.

Also erschoss man sie ...

Der Donner hallte erneut in Srebristas Schädel wider und sie schreckte zusammen, als träfe sie die Kugel.

Es donnerte tatsächlich, da oben im Himmel. Doch es war kein Gewitter, sondern ein ununterbrochenes Geratter, dessen Lärm selbst schon aus der Ferne das Gebirge erschütterte und jeden Stein, jeden Halm erzittern ließ. Sie hob den Kopf und sah zuerst die weiße Spur in den blauen Tiefen des Himmels, und dann den hellfarbenen Käfer, die Ursache des Getöses. Srebrista hatte diese Vögel schon vorher gesehen und sie einfach als eines der Dinge akzeptiert, die von Menschen geschaffen wurden, damit es nirgendwo Freiheit gab, nirgendwo Friede, nirgendwo ...

Aus der Herde tönte ein Wiehern und sie erkannte Siwglaw und Ostrogriwest. Sie standen auf den Hinterbeinen und versetzten einander mit den Vorderhufen kräftige Schläge, die alles andere als verspielt waren.

Diese beiden jungen Hengste machten andauernd Ärger. Schon lange suchten sie den Zweikampf, aber bis jetzt hatten sie sich nur zum Spaß gerauft und voneinander abgelassen, bevor es ernst wurde. Diesmal war es anders. Sie wollten ein für alle Mal entscheiden, wer von ihnen den höheren Rang in der Herde einnahm. Sie waren keine Fohlen mehr. In ihrem Alter hatte Srebrista schon hier gelebt, in den Bergen, und in Freiheit ...

Als Fama erschossen wurde, hatte die kleine Kama gespürt, wie etwas in ihr zerbrach, als hätte ein Blitz in ihrem Kopf eingeschlagen. Man band sie an einen nahen Baum. Sie war kein Jahr alt, aber recht widerspenstig. Irgendetwas war da drüben los. Ein Haufen Leute stand im Kreis um die Stelle, an der ihre Mutter lag. Kama wollte sie sehen. Sie schüttelte heftig

mit dem Kopf. In ihrem Hals knackte etwas, aber das machte nichts – der Strick war gerissen. Sie bahnte sich einen Weg nach vorn und begriff, bevor sie ihre Mutter witterte – in Famas Augen lagen zwei große weiße Monde, die das kalte Licht des Tages widerspiegelten. In ihrer Stirn ein dunkles Loch, ihr weißer, zarter Kopf blutbespritzt.

Deutlich roch Kama den stechenden Geruch des Todes.

Plötzlich wurde ihr bewusst, was geschehen war. Sie schluchzte, zitterte, bäumte sich auf und wieherte ängstlich. Der schrille Schrei eines Kindes, das auf einmal wusste, dass es seine Mutter verloren hatte. Sie drehte sich im Kreis herum. Die Leute wichen aus, und dann trabte sie um den noch warmen Leichnam, bevor sie einen Satz machte und auf die Weide galoppierte. Man rief hinter ihr her, um sie aufzuhalten, aber ihr Knecht meinte, das sei nicht nötig. Kama hörte und sah nichts. Sie raste einfach Hals über Kopf dahin, nichts existierte mehr für sie. Vielleicht jagte sie Famas Geist hinterher, als schwebte er noch eine Weile über der Wiese, bevor er in den ewigen Weidegründen Frieden fand.

Nur eines begriff sie nicht: Warum hatte Fama ihr Leben verloren?

Als sie zurückkam, war sie lammfromm und ließ sich wieder anbinden. Jemand nahm sie beiseite und sprach sanfte, besänftigende Worte zu ihr. Sie sah, wie der Leichnam ihrer Mutter aufgeladen wurde. Der Laster fuhr los.

Sie fühlte das unwiderstehliche Bedürfnis, ihr zu folgen. Mit einem Satz entkam sie dem Griff ihres Bewachers und galoppierte davon. Keiner konnte sie fangen. Sie rannte die Straße entlang, doch die vorbeifahrenden Autos erschreckten sie, und so lief sie

längs der Straße über die ungepflügten Felder, durchs Gebüsch und über Pfützen und Gräben. Es ging nach Norden, auf den Fuß des Gebirges zu. Der Laster bog in einen Seitenweg. In der Ferne weiße Gebäude, sie ähnelten denen im Gestüt. Ein hoher Schornstein spuckte dicken, schwarzen Rauch. Die Luft war von ekelhaftem Leichengeruch gesättigt, der stärker wurde, je näher man kam.

Die Abenddämmerung begann.

Der Laster hielt vorm Tor, ein Mann stieg aus, etwas später öffnete sich knarrend die Tür und der Wagen verschwand im Hof. Kama folgte zögernd. Der unerträgliche Gestank von Aas drang in ihre Nüstern und sie schnaubte angeekelt. Etwas flüsterte ihr zu, dass sie diesen Ort nicht betreten durfte. Man entdeckte sie. Jemand pfiiff, Leute kamen heraus. Man jagte sie davon. Dann tauchten von irgendwoher Reiter auf. Sie wechselte abrupt die Richtung und lief schnurstracks aufs Gebirge zu.

Sie war eigensinnig, und zugleich zäh. Sie ließ ihre Verfolger hinter sich, und es gelang ihr, den Wald zu erreichen. Hier war es schwierig, sie zu fangen. Ihr Herz raste. Sie war über und über mit Schaum bedeckt. Noch immer spürte sie in ihren Nüstern den widerlichen Gestank verwesender Leichen. Sie durfte nicht rasten. Wieder wechselte sie die Richtung und lief weiter, ihr Instinkt, nicht Ortskenntnis zeigte ihr den Weg. Inzwischen war sie sicher weit genug von dem fürchterlichen Ort entfernt. Und weit genug von den Menschen, die verantwortlich für Famas Tod waren.

Und so verbrachte sie ihre erste Nacht unter freiem Himmel. Sie wusste nicht, dass viele solcher Nächte vor ihr lagen.

II

Die Herde hörte auf zu grasen und beobachtete aufmerksam die jungen Hengste. Der Zweikampf schien unausweichlich. Mit hochehobenen Köpfen und gestreckten Hälsen belauerten sich die beiden, mal stampften sie mit den Vorderhufen auf die Erde, mal umkreisten sie sich, zornentbrannt und mit gesträubtem Fell. Hin und wieder legten sie eine Pause ein, dann ging zuerst der eine, dann der andere zum gemeinschaftlichen Dunghaufen, um daran zu schnuppern und in ihm zu wühlen, so lange, bis sie auf den Geruch der Stute stießen, welche die Ursache all der Aufregung war. Sie fügten ihren eigenen frischen grünen Dung hinzu und schnupperten aufs Neue, bis sie total aus dem Häuschen waren. Jetzt konnte sie nichts mehr aufhalten.

Es hatte wie ein beinah unschuldiges Spiel begonnen, nun aber hatte der Spaß ein Ende.

Doch niemand sorgte sich. Noch nie war ein Hengst bei solchen Kämpfen ernsthaft verletzt worden. Sollten sie halt kämpfen, ihre Kräfte messen.

Mit ruhigem, festem Schritt trottete Srebrista von ihrer Anhöhe hinunter. Sie kam näher und beugte sich nieder, als wollte sie grasen. Dieser Kinderkram interessierte sie nicht, dennoch zog sie es vor, in der

Nähe zu sein. Sie kratzte sich nachlässig mit einem Huf am Kopf und fuhr fort, am Gras zu knabbern.

Siwglaw führte sich immer wilder, immer wütender auf. Plötzlich schnellte er nach vorn und warf sich mit der Brust heftig gegen Ostrogriwest. Es klang, als prallten zwei Baumstämme gegeneinander. Sein Gegner jedoch wich nicht zurück, sondern ging sofort zum Gegenangriff über. Er biss in den Nacken seines Rivalen, aber nur um ihn abzulenken. Denn plötzlich ließ er ihn los und drückte ihn schnell mit dem Kopf nach unten, um ihn zu Boden zu werfen. Seine Nüstern blähten sich. Mit einer geschickten Körpertäuschung trat Siwglaw seitwärts und befreite sich aus der Falle. Er bäumte sich auf und legte drohend die Ohren an. Ostrogriwest tat es ihm nach. Aufgebäumt standen sie einander gegenüber und schlugen mit ihren Hufen Löcher in die Luft. Gleich darauf jedoch hagelte es Schläge, die selbst der Zäheste kaum verkraften konnte. Man hörte, wie ihre Rippen krachten. In dem Bemühen, den Gegner abzuwehren, standen sie lange aufrecht auf den Hinterbeinen. Das hatte etwas Unanständiges, als wären sie nackt.

Die Kraft ihrer jungen Körper stand im scharfen Gegensatz zur grünen Beschaulichkeit des Gebirges. Ihr Tanz mit hochgereckten Schweifen erhitze die kühle Luft. Bis ins Tal hinunter hörte man ihr dumpfes Grunzen und Wiehern.

Es war ein langes, hartes Duell.

Ostrogriwest verlor das Gleichgewicht, machte einen Satz rückwärts und kam auf allen Vieren zum Stehen. Auch Siwglaw ließ sich fallen, und sofort rammten sie sich mit ihren Schultern und stießen mit den Köpfen gegeneinander. Ihre Zähne klickten wie Kneifzangen. Jeder versuchte auf den anderen zu steigen, doch ohne Erfolg. Sie bemühten sich in emp-

findliche, ungeschützte Stellen zu beißen. Ostrogriwest wimmerte vor Schmerz. Wütend drehte er sich herum und schlug mächtig mit seinen Hinterhufen aus, ein Schlag, der aus größerer Nähe tödlich gewesen wäre. Diesen Moment nutzte Siwglaw, Ostrogriwest in den Rücken zu fallen, und er bestieg ihn, als wollte er ihn decken. Sein Gegner versuchte sich zu befreien, aber Siwglaw hielt ihn fest umklammert und Ostrogriwest konnte sich nicht rühren. Zwar versuchte er, mit den Hinterhufen auszuschlagen, aber seine Schläge verpufften ins Leere.

Er hatte keine Wahl, als sich zu unterwerfen.

Stolz und hochgestimmt stieß Siwglaw ein siegesfrohes Wiehern aus. Tänzelte herum und schlug nach allen Seiten aus.

Ostrogriwest schaute über die Schulter, hüpfte auf der Stelle herum und wieherte ebenfalls. Sein Verhalten zeigte weder Gekränktheit, noch Furcht oder Feindseligkeit. Dies war seine Art, dem Gegner zu gratulieren. Es war ein fairer Kampf gewesen.

Er akzeptierte das Ergebnis des Duells mit einer Würde, die für Pferde charakteristisch ist.

Heute hatte Siwglaw sich das Recht erkämpft, in der ungeschriebenen Hierarchie der Herde einen höheren Rang als Ostrogriwest einzunehmen. Jedes der Pferde kannte seinen Platz und wusste, wem es seinen Willen aufzwingen konnte, und wem es sich fügen musste. Als Führerin nahm Srebrista den höchsten Rang ein, und übte über alle anderen die Macht aus. Besonders in Zeiten der Gefahr war es wichtig, die Hierarchie zu respektieren. Dann legte sie ihre Ohren an und schnaubte drohend und führte die Herde aus der Gefahrenzone heraus. Falls jemand sich die Freiheit nahm, ihr ungehorsam zu sein, bekam er mit Sicherheit ihre scharfen Zähne zu spüren.

Einmal hatte bei solcher Gelegenheit sogar Siwak ihren scharfen Biss gespürt, und danach nie wieder gewagt, einen Befehl zu verweigern. Und er war der stärkste Hengst in der Herde.

Siwglaw ging zu Belotschela. Er zwickte sie mit den Lippen, sie schnaubte vor Freude und lieb koste seinen Nacken und Kopf. Von nun an grasten sie Seite an Seite.

Srebrista fühlte sich gut. Sie erinnerte sich daran, wie Siwak um sie gekämpft und geworben hatte.

Der Rest der Herde beruhigte sich. Sie senkten die Köpfe und grasten friedlich, als ob nichts geschehen wäre.